



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rauch, Chr.: Der Troveor Rutebeuf.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gethane und reich gesegnete politische und wissenschaftliche Arbeit wurde dieses Fest gefeiert; es galt einer wirklichen That nicht patriotischen Vorsätzen, die in der nächsten Viertelstunde vergessen werden, es stand auf festem, siegreich mit den Waffen des Geistes wiedererobertem Boden, nicht in der blauen Luft kindischer Phantasien, seine Redner fragten nicht, was sie zu thun hätten, um in das politische Himmelreich zu kommen, sie gelobten sich, das errungene Besizthum zu wahren und weiter wuchern zu lassen, zu des Staats und der Nation Ehre und Bereicherung! Zu ihrer wahren nationalen Bedeutung werden Jubeltage dieser Art erst gelangen, wenn unser Volk sich daran gewöhnt hat, seine realen Errungenschaften, nicht Ausgeburten überreizter Phantasie und gegenstandslos gewordene sentimentale Wünsche zu feiern.

Der Troveor*) Kutebeuf.

Wenn wir die provenzalische Dichtung einem Garten des Südens vergleichen, in welchem nur hie und da ein kräftiger Stamm in die Lüfte ragt, während der Boden überall von zierlichen, farbenprächtigen Blumen bedeckt ist, so gleicht die nordfranzösische Dichtung einem Hochwalde, in welchem gewaltige epische Dichtungen wie kräftige Eichen emporragen, während nur hie und da, dem schüchternen Epheu gleich, ein zartes Lied der Liebe hervorkeimt. Und diesem Walde fehlt es nicht an Unterholz. Neben den riesigen Gewächsen der Epen gedeihen kleinere, die jedoch nichts mit der zarten Blütenpracht Iyrischer Gedichte gemein haben, die vielmehr der zähen Hasel oder der harten Birke gleichen, von denen man Stöcke und Ruthen zur Erziehung der Menschheit schneidet, oder dem Ilex, der Brombeere und anderm stacheligen Gestrüpp, das bei näherer Berührung recht empfindliche Schrammen verursacht. Mit diesem Unterholze meinen wir die kleineren Gedichte erzählenden, didactischen und satirischen Inhalts, welche man mit den Namen der Dits, Contes und Fabliaux bezeichnet. Dieselben erfreuten sich schon während des 12. Jahrhunderts und gleichzeitig mit den Volksepen und

*) Sonderbarer Weise hat sich in der romantischen Sprachwissenschaft der Brauch eingebürgert, die nordfranzösischen Dichter im Gegensatz zu den trovadors der Provenzalen „trouvères“ zu nennen. Beide Namen haben dieselbe Bedeutung, indem sie von einer lateinischen Form trovátor, der Erfinder, d. h. Dichter, herkommen. Es entspricht aber „trouvère“ dem lat. nom. trovátor, (provenz. trobairre) während „trobador“ sich auf den lat. acc. trovatórem stützt. Da nun kein vernünftiger Grund vorliegt, weshalb man bei zwei Ausdrücken, die ganz denselben Begriff darstellen, einen solchen Casusunterschied machen müßte, und da im Nordfranzösischen die Form troveor ganz genau dem jedermann geläufigen provenz. trobador entspricht, so haben wir, einem durch Alter und Gewohnheit geheiligten Brauch, oder vielmehr Mißbrauch, entgegen, stets troveor geschrieben.

höfischen Rittergedichten, der Gunst des Publikums; als aber mit der Mitte des 13. Jahrhunderts der ritterliche Geist und mit ihm die epische Ritterdichtung zu verfallen anfang, als die Gefühlschwärmerei, welche das frühe Mittelalter durchdrang, sich in den Kreuzzügen ausgetobt und abgekühlt hatte, und an ihre Stelle nüchterne und berechnende Ueberlegung zu treten begann, da wurden diese kleineren Gedichte, welche sich im Allgemeinen von jeder Schwärmerei fern halten, und in denen, so zu sagen, der gesunde Menschenverstand das poetische Element abgibt, entschiedene Lieblinge des Tages.

Unter allen Verfassern von Dits und Fabliaux ist keiner häufiger genannt worden, als der Trouveor Rutebeuf, und mit Recht, denn er kann wegen seiner persönlichen Verhältnisse und wegen der von ihm behandelten Stoffe als ein Repräsentant der ganzen Klasse angesehen werden.

Rutebeuf dichtete von 1260 bis etwa 1285, also während der letzten Regierungsjahre des heiligen Ludwig und während der letzten großen Anstrengungen, welche die christliche Welt machte, das durch die Kreuzzüge im Orient Eroberte zu behaupten. Der ritterliche schwärmende Geist hatte sich in den vergangenen sechs Kreuzzügen abgekühlt und begann einer materialistischen, nüchtern-verständigen Richtung zu weichen. Es kann also keine günstigere Periode für die reflectirende Gattung der Poesie, welche unser Dichter pflegte, gedacht werden.

Rutebeuf gehörte, was seine äußeren Verhältnisse anbetrifft, keineswegs zu der günstig situirten Minorität, er war vielmehr darauf angewiesen, mit den Erzeugnissen seiner Muse sein Brot zu erwerben. Die Complaintes oder Klagen, eine Art von Nachrufen an Verstorbene, deren wir eine ziemliche Anzahl unter seinen und erhaltenen Werken antreffen, scheinen auf Bestellung der Hinterbliebenen gefertigt zu sein, gewiß ist, daß der Dichter, wie viele seiner Berufsgenossen, Hochzeiten und ähnliche Festlichkeiten in den Häusern reicher Leute aufsuchte. Der Trouveor war im 12. und, wenn auch nicht in den demselben Grade, noch im 13. und 14. Jahrhundert bei jedem fröhlichen Zusammensein ein gern gesehener Gast. Seine Gesänge und Schwänke mußten die Pausen der Unterhaltung ausfüllen, und wahrscheinlich brachte er den Toast auf das Brautpaar, das Geburtstagskind oder den Jubelgreis in Versen aus. Dafür bezog er dann außer der Bewirthung an der festlichen Tafel eine Belohnung in Geld, Kleidern oder Lebensmitteln. Die Revenüen eines Gelegenheitsdichters müssen aber im Allgemeinen nicht besonders glänzend gewesen sein, denn nicht nur bei Rutebeuf, sondern auch bei seinen Genossen wiederholen sich herzbrechende Klagen über Armuth und Elend. Rutebeuf hatte seinen bedauernswerthen pecuniären Verhältnissen eine Reihe von Gedichten gewidmet. In einem derselben sagt er

Wie soll ich leben? — Alles fehlt,
 Und Niemand mir was geben will;
 Bin ohne Bett und ohne Pfühl,
 Bin krank vor Frost, mein Magen bellt,
 So arm wie ich, so schlecht gestellt
 Ist Niemand auf der ganzen Welt.

Die Troveors verschweigen uns die Gründe nicht; durch welche ihre Armuth hervorgerufen wird. Meistens schieben sie der schlechten Zeit die Schuld zu. Rutebeuf behauptet, daß der König Ludwig IX. alle „guten Leute“, d. h. solche, welche anständige Honorare an die Troveors zahlten, mit sich in den heiligen Krieg nach Afrika genommen, und nur die „schlechten“ d. h. solche

Die zum Verweigern gar geschwind,
 Doch ungeübt im Geben sind,

zurückgelassen habe. Doch dieser Grund konnte nur vorübergehend sein, und mußte mit der Rückkehr der „guten Leute“ fortfallen. Das Uebel lag wahrscheinlich tiefer. Die ganze Zeit war zu realistisch geworden, um noch viel für die Producte der Dichter übrig zu haben. Der Troveor, der bis dahin ein geehrter und gern gesehener Gast in jedem vornehmen Hause gewesen war, fand nur zu oft verschlossene Thüren, wo er auf ein gutes Diner und reichlichen Erwerb gehofft hatte. Es lassen sich unzählige Stellen aus den Gedichten der damaligen Zeit anführen, welche die gedrückte Lage der gesammten Troveorzunft schildern. Die Troveors waren außerdem oft lockere Gesellen und schlechte Dekonomen. Rutebeuf macht durchaus kein Hehl aus einer noblen Passion, die den größten Theil seiner Einnahmen verschlingt:

Die Würfel, so die Spieler erdacht,
 Die haben den Rock mir schäbig gemacht,

ruft er aus. „Das Geld hält nicht lange bei den Dichtern aus,“ sagt er an einer anderen Stelle, „es brennt ihnen in der Tasche. Sie lassen den Schenkwrth Wein abziehen, den sie mehr heruntergießen als trinken. Tonnenweise jagen sie ihn durch die Kehle, und nach dem üppigen Gelage wissen sie nicht, wovon sie sich einen Rock kaufen sollen.“ Trotz seiner kleinen Einnahmen hatte sich Rutebeuf doch verheirathet, und die unerschwinglichen Kosten, die ihm der Hausstand und eine zahlreiche Nachkommenschaft verursachten, machten sein Glend vollständig. In einem besondern Gedicht; „le mariage Rutebeuf“, gibt er in halb lachendem, halb Weinerlichem Ton eine Schilderung seines Hauswesens und plaudert mit kindlicher Treuherzigkeit die kleinen Geheimnisse desselben aus. Seine Frau ist alt und häßlich,

— ein Weingerippe. —
 Seitdem geboren in der Krippe
 Gott von Marie,
 Sah man 'nen solchen Eh' stand nie.

Er besaß nichts, als er sie heirathete, und sie noch weniger; jetzt sitzen sie zusammen und haben weder Holz zum Brennen, noch Hausrath. Der Dichter schämt sich, seine Freunde zu empfangen, da er sie nicht in so kläglich meublirte Zimmer führen mag. Die Zerstörung von Troja war nicht so gründlich, wie die seiner Verhältnisse. Doch zum Schluß tröstet er sich mit seinem Dichterruhm. „Ich bin kein Handarbeiter“, ruft er aus; „man könnte mich für einen Priester halten, denn durch meine religiösen Gedichte veranlasse ich mehr Leute, sich zu bekreuzigen, als ein Priester, wenn er das Evangelium liest. Man darf meine Fabliaux wohl an den langen Abenden erzählen, denn es gibt keine, die ihnen gleichen.“ — Die peinlichsten Augenblicke in seinem Dasein sind diejenigen, in welchen er mit leeren Händen von einem geschäftlichen Ausfluge zurückkehrt und daheim an die Thür klopft: „Ich wage nicht, an meine Thür zu klopfen, mit leerer Hand,“ schreibt er, und wer nur ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird etwas von Ehestandsscenen und Gardinenpredigten ahnen. Ein anderer Troveor, Colin Muset, der viel geistige Verwandtschaft mit Rutebeuf zeigt, von dem uns aber leider nur wenig erhalten ist, hat diese Idee in einem kleinen Gedichte weiter ausgeführt, von dem wir uns nicht versagen können, einiges mitzutheilen.

Herr Graf, ich hab' mit der Fiedel
 Gedient Euch lange schon,
 Doch habt Ihr noch nicht entrichtet
 Den längst verdienten Lohn.

Das ist nicht schön:
 Bei Gottes heil'ger Mutter,
 Ich werde von Euch gehn.
 In meinen Taschen klingt kein Geld,
 Mein Mantelsack ist schlecht bestellt.

Herr Graf, dem ich ergeben
 Und dem ich unterthan,
 Laßt mich, wenn's Euch gelegen,
 Ein reich' Geschenk empfangn
 Aus Freundlichkeit;
 Denn gern möcht' ich jetzt heimgehn
 In meine Häuslichkeit:
 Und klingt das Geld im Beutel nicht,
 Macht meine Frau ein böß' Gesicht.

„Verstor'ner Herr,“ so spricht sie,
 „Ei, sag', wo kommst Du her?
 In welchem Lande warst Du,
 Und hast die Taschen leer?
 Hast nichts verdient,
 Dein Mantelsack wirft Falten,
 Und ist gefüllt mit Wind;
 Ein Thor ist, dem es fiele ein,
 Solch' armem Wichte gut zu sein!“

Wenn ich nach Hause komme,
 Und meine Frau erblickt
 Den Mantelsack geschwollen,
 Mich selber schön geschmückt,
 Im Staatsgewand,
 Dann wirft sie sonder Zaudern
 Die Spindel aus der Hand
 Und öffnet ihre Arme weit,
 Und lacht mich an voll Zärtlichkeit.

Im Allgemeinen sehen wir, daß das Privatleben der gewerbmäßigen Troveors nichts weniger als glänzend war. Sie waren in ihrem Verdienste allzusehr auf den Zufall und die Stimmung des Publicums angewiesen, und diese Stimmung war ihnen in der Zeit, von der wir sprechen, nicht günstig. Das Angebot in poetischen Erzeugnissen überstieg daher bedeutend das Bedürfniß und die Nachfrage. Aus manchen Andeutungen läßt sich entnehmen, daß viele, die zu ernsteren Beschäftigungen keine Lust hatten, unter die Troveors gingen, deren sorgloses Vagabundenleben ihnen besonders zusagte. So geschah es, daß auf den Festen reicher Leute sich häufig ein ganzer Schwarm von Dichtern einfand, die einander den Rang in der Gunst der Gesellschaft abzulaufen suchten. Bisweilen sangen sie in solchem Falle Lieder, die eigens zu dem Zwecke gedichtet waren, die Concurrenten herab, und sich selbst in ein günstiges Licht zu setzen. Mehrere solcher Productionen sind uns erhalten, und dieselben sind keineswegs Muster von Zartheit und Bescheidenheit. Gewöhnlich geht der Redende von dem schätzbaren Aussehn des zu Bekämpfenden aus. Er wundert sich, daß ein Mensch, der nur ein einziges, und noch dazu verschliffenes Waams besitze, der eigentlich an den Graben der Landstraße gehöre, sich erkühne, in so anständige Gesellschaft einzudringen. Dann wird dem Gegner seine Unwissenheit vorgeworfen und die eigene Gelehrsamkeit herausgestrichen. Der Redende gibt ein Register der Romane und Erzählungen, die er vorzutragen, sowie der Geschicklichkeiten, die er außerdem auszuüben vermag. Den Schluß bildet gewöhnlich die Aufforderung, einen so schätzbaren und ordinären Kerl, wie den Gegner, hinauszwerfen.

Das Vorstehende wird uns einen hinlänglichen Begriff von dem Erdewallen jener Künstler, unter denen Rutebeuf eine hervorragende Stelle einnimmt, gegeben haben. Interessant ist es, daß wir aus den Fabliaux auch Nachrichten über das Schicksal erhalten, das ihnen im zukünftigen Leben bevorsteht. Das Tableau de St. Pierre et dou Jongleur gibt hierüber erschöpfende Auskunft. — Die arme Seele eines Troveor war nach einem lockeren Leben zur Hölle gefahren. Da er kein nützlich Handwerk gelernt hatte, wußte man ihn im Reiche der Finsterniß zu nichts anderem zu gebrauchen, als zum Ofenheizer. Als er eines Nachmittags beschäftigt war, eine große Anzahl von Seelen in einem großen Kessel über einem mächtigen Feuer zu schmoren, entfernten sich die Teufel in Geschäftsangelegenheiten, indem sie ihm einschärften, auf keinen Fall das Feuer unter dem Kessel erlöschen zu lassen und auf die darin enthaltenen Seelen genau Acht zu haben. Als der heil. Petrus den unbewachten Zustand der Hölle sah, hielt er den Augenblick für günstig, dem Reiche der Finsterniß einige Seelen zu entreißen und dieselben dem Himmel zuzuführen. Er begab sich in die Hölle und versuchte, von dem Troveor einige der ihm anvertrauten Seelen zu erbitten. Allein dieser wagte aus Furcht vor den Teufeln nicht, dem Verlangen zu willfahren. Als Petrus, der ein feiner Menschenkenner war, sah, daß er auf diesem Weg nicht zum Ziele gelangen würde, ersann er einen anderen Plan. Er schlug dem Troveor eine Partie Würfel vor. Dieser konnte der lockenden Versuchung nicht widerstehen, erklärte aber, unter seinen augenblicklichen Verhältnissen nicht bei Kasse zu sein. „Schadet nichts,“ entgegnete der Pförtner des Himmels, „ich nehme auch arme Seelen in Zahlung an.“ Die Partie begann, und der heilige Peter hatte das Glück so entschieden auf seiner Seite, daß er dem armen Troveor eine Seele nach der andern abgewann. Nachdem ungefähr die Hälfte der Seelen verloren war, erklärte der letztere, nicht weiter spielen zu wollen. Petrus ließ indeß seinen Gegner nicht so leicht den Kaufs davon kommen; er schlug *va banque* vor, d. h. er setzte alle gewonnenen Seelen gegen die noch im Kessel befindlichen. Natürlich widerstand der Troveor der Versuchung nicht; die Würfel fielen, St. Peter gewann, steckte den Rest der Seelen zu den gewonnenen in einen Sack und ging mit ihnen zum Himmel. Gleich darauf kamen die Teufel von ihrem Ausfluge zurück. Als Lucifer den unerseßlichen Verlust so vieler Seelen bemerkte, gerieth er in furchtbaren Zorn; beinahe hätte er den Troveor ins Feuer geworfen. Er begnügte sich indeß damit, den Frevler vor die Thür der Hölle zu setzen, indem er ihm zurief: „Schert Euch hinaus, lieber Freund, hinaus mit Euch! So dumme Leute können wir hier nicht gebrauchen; nie werde ich wieder einen Troveor in mein Reich aufnehmen; mögen sie ihres Weges gehen, wohin sie wollen, meinetwegen mag Gott sie zu sich in die

ewige Seligkeit nehmen.“ Der Troveor ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern rannte „grand aléure“, d. h. all, was er konnte, davon. Als der heil. Petrus ihn an der Himmelsthür ankommen sah, beeilte er sich, dem alten Bekannten und Spielkameraden die Pforte des ewigen Lebens aufzuthun. „Daher“, so schließt das Gedicht, „amüfirt euch hienieden nach Kräften, ihr Troveors, die Qualen der Hölle braucht ihr nicht zu fürchten, denn die Pforten des Reiches der Finsterniß sind euch verschlossen, seitdem unser Colloge die Seelen im Würfelspiel verlor.“

Die Stoffe, welche die Troveors in den angeführten Arten kleinerer Gedichte behandelten, sind entweder aus dem täglichen Leben genommene Anekdoten, ernste und komische Ereignisse des Tages, Bonmots, oder Reproduktionen älterer Erzählungen und Märchen, die aus den verschiedensten, oft sehr entlegenen, Quellen stammen. Griechische, römische und mittellateinische Schriftsteller, arabische und sogar indische Märchenbücher mußten ihre Beiträge liefern. Es ist schwierig, diesen mannigfaltigen Stoff nach allgemeinen Gesichtspunkten zu classificiren; weder die Eintheilung in erzählende und reflectirende, noch die in ernste und komische Gedichte läßt sich streng durchführen, denn fast überall finden sich Erzählung und Reflexion, Ernst und Scherz in unmittelbarer Verbindung und Vermischung. Wir wollen aus den Werken Rutebeufs einige der hervorragendsten Erscheinungen herausgreifen, und zwar namentlich solche, die Einblicke gewähren in den Zustand der damaligen Gesellschaft und in die wichtigsten politischen Fragen, welche die Zeit beschäftigten. Vorab müssen wir bemerken, daß überhaupt nur wenig Gedichte aus jener Periode auf solches poetisches Verdienst Anspruch haben, wie dies ja schon in den Stoffen selbst liegt. Es begegnen uns indessen in der Art der Erzählung bereits Spuren jener anmuthigen Leichtigkeit der Darstellung, welche die Franzosen der späteren Zeit so sehr auszeichnet, und welche Boileau mit dem treffenden Namen des elegant badinage bezeichnet hat. In den Folianten der ernsten und trockenen Chronisten finden wir die welterschütternden Ereignisse wie in einem Register verzeichnet, sowie dieselben sich den Verfassern darstellten, nachdem sie vollendete Thatsachen geworden waren; in den Dits, Fabliaux und Contes, flüchtigen Ergüssen der witzigsten, geschwäßigsten und lockersten Gesellen des gallischen Volkes belauschen wir das Geschwätz auf der Gasse, wie es hüber die Größen der Zeit urtheilt, wir verfolgen die Stimmungen, die Ideen der Menge, die allmählich zu Thaten und Ereignissen führen, kurz, wir sind im Stande, Ereignisse, die bei den Chronisten unvorbereitet und unvermittelt in der ganzen Wucht ihrer Folgeschwere hervortreten, auf ihre Bestandtheile, Elemente und Reime zurückzuführen.

Uner schöpflisches Material für Witz und Satire bot der Clerus, Welt-

geistliche sowohl als Mönche, dar. Rutebeuf wird nicht müde, die Scheinheiligkeit, Ueppigkeit und Habsucht des geistlichen Standes zu geißeln. Bisweilen sind es ernstliche Invectiven; der Dichter droht den pflichtvergessenen Seelenhirten mit der ewigen Verdammniß; ein häufig wiederkehrender Gedanke ist der, daß alle heiligen Märtyrer, die ihr Leben unter den schrecklichsten Martern für den Glauben hingegeben haben, Narren gewesen sein müßten, wenn es den Mönchen gelingen sollte, in den Himmel zu kommen, nur weil sie ein weißes, graues oder schwarzes Gewand trügen, und dann und wann ein Gebet murmelten, im Uebrigen es sich aber bei guten Kellern und Küchen oder gar bei schönen Beichtkindern wohl sein ließen. Wir greifen nur einige der am meisten charakteristischen aus der großen Zahl der hierher gehörigen Stellen heraus:

Auf, ihr Prälaten unsrer heil'gen Kirche,
Die ihr, vor kaltem Winde euch zu schützen,
Nicht wollt zum Morgengottesdienste gehn:
Euch ruft der Ritter Gottfried von Sargines,
Vom Feind umdroht an Palästina's Strand!
Doch ach, der ist verrathen und betrogen,
Der etwas weiteres von euch erwartet,
Als guten Wein im Keller, gute Speisen,
Mit starkem Pfeffer kunstgerecht gewürzt.
Das da sind eure Kriege, eure Thaten,
Das euer Gott und eure Tugend! —

Auf, reiche Priester und ihr großen Pfründner,
Die ihr in Speis und Trank die Zeit verbringt,
Und euren Bauch zu eurem Gotte macht:
Sagt nur: Wie wollt in Gottes Reich ihr kommen?
Ihr, die nicht einen einz'gen Psalm wollt beten,
Die winzigen zwei Verse abgerechnet,
Die ihr behaglich nach dem Essen murmelt.

An andern Orten ist die Satire in komische Erzählungen eingekleidet, in welchen dem Mönch oder Priester häufig die Rolle des Don Juan zufällt. Entführungen schöner Frauen durch Geistliche scheinen eben nicht zu den Seltenheiten gehört zu haben. In einer dieser Erzählungen „de frère Denise“ wird ein junges Edelsräulein von einem Mönch verleitet, ihre Eltern und ihren Bräutigam zu verlassen, die Tracht eines Klostergeistlichen anzunehmen und mit ihrem Verführer als Bettelmönch durch das Land zu ziehen. Endlich wird das Geheimniß von einer Ritterdame, bei der das Paar herbergt, entdeckt, der böse Klosterbruder gezwungen, 100 Livres zur Aussteuer des Mädchens beizutragen, und dieses ihrem Verlobten zurückzugeben, der sie

alsdann heirathet. In einem andern Fabliau Rutebeuf's „du sacrestain et de la fame au chevalier“ gelingt es einem Geistlichen, einem Ritter seine Gattin untreu zu machen. Der Verführer leert den Schatz seines Klosters, über den er die Aufsicht hat, sie die Geldtruhe und die Schmuckkästen ihres Gemahls, und beide gehen mit ihrer Beute in die weite Welt. Die beraubten Klosterbrüder und der Ritter setzen indessen den Flüchtigen nach; sie werden ereilt und ins Gefängniß geworfen. In der Stille des Kerkers kommen beide zum Bewußtsein ihrer Schändlichkeit, und stehen in inbrünstigem Gebet die Hilfe der Mutter Gottes an, der sie vor ihrem Fehltritt in unwandelbarer Treue gedient. Die Gnadenreiche läßt sich erweichen und bewirkt das Wunder, daß in der folgenden Nacht, während die Mönche des Klosters und der Ritter schlafen, alles wieder so hergestellt wird, wie es vor der Flucht war. Der Prior des Klosters, der am Morgen strenges Gericht über den Frevler zu halten gedenkt, findet nach seinem Erwachen den Kirchenschatz in der schönsten Ordnung, und den Sünder mit andächtigem Gesichte vor dem Altar. Der Ritter, welcher sich mit Rachegeanken gegen sein treuloses Weib zur Ruhe gelegt hatte, erblickte am Morgen die schöne Sünderin an seiner Seite und alles geraubte Gut an Ort und Stelle. Allgemeine Verwunderung. Man schickt zum Bischof, und der Hochwürdige verfügt sich mit der ganzen Geistlichkeit in den Kerker, den die Gefangenen eingenommen hatten. Dort findet man die zwei Teufel, welche die Dame und den Mönch verführt hatten und von Maria an ihre Stelle in den Kerker eingesperrt worden waren. Diese bösen Geister ergehen sich in den höchsten Lobeserhebungen über den Charakter der beiden Delinquenten, auf deren tugendhafte Seelen sie viele vergebliche Angriffe gemacht haben. Jedermann ist über das Wunder erstaunt und gerührt; der Mönch wird in seinem Kloster geehrt wie nie zuvor, und kommt in den Geruch der Heiligkeit, der Ritter drückt seine Dame versöhnt an's Herz. — Auffällig wird manchem unserer Leser die Rolle sein, welche Maria in dieser Erzählung, sowie diejenige, welche Petrus in dem Fabliau „de St. Pierre et dou jongleur“ spielt. Indes dies liegt ganz im Geiste jener Zeit. Man ließ die Heiligen, ohne allzuzarte Rücksicht auf Moralität, alle möglichen Dinge ausführen, wenn dieselben nur dazu beitrugen, ihre Macht in glänzendem Lichte erscheinen zu lassen. In dem „miracle“ d. h. geistlichem Schauspiele „Théophile“ von Rutebeuf wird die heilige Jungfrau auf offener Scene gegen den Teufel persönlich gewaltthätig, um ihm eine Urkunde zu entreißen, auf welcher der Priester Theophilus sich dem Fürsten der Finsterniß verschrieben hat; — also offenes Faustrecht.

Neben dem lockern und üppigen Leben der Geistlichkeit mußte namentlich ihre Habgier Aergerniß geben, und die Troveors, denen es, wie wir ge-

sehen, meistens schwer wurde, ihr tägliches Brod zu erwerben, ließen es sich nicht nehmen, diese schwache Seite des geistlichen Standes besonders eingehend zu behandeln, da sie alle Ursache hatten, mit Neid auf eine Menschenklasse zu blicken, der es trotz privilegirten Nichtsthuns gelang, die colossalsten Reichthümer aufzuhäufen. Eine besonders reich fließende Einnahmequelle war für die Geistlichkeit die Abfassung und Vollstreckung der Testamente. Es war eine alte Sitte, in Testamenten den Armen ein Legat auszusetzen, welches dann von der Kirche verwaltet wurde. Dieser an sich lobenswerthe Gebrauch ward aber bald die Veranlassung zu Uebelständen. Einerseits machten die Priester, welche dem Kranken am Todtbette Beistand leisteten, die Legate an die Armen bald zum Gesetz und zur Pflicht. Sie verweigerten demjenigen, der sich ihren Anordnungen widersetzte, die Absolution und die Sterbesacramente, ja, sie gingen so weit, ihn vom Begräbniß in geweihter Erde auszuschließen. Verschiedene Concilbeschlüsse setzten fest, daß sämtliche Testamente entweder von Geistlichen aufgesetzt, oder doch nach ihrer Abfassung der geistlichen Behörde des Ortes vorgelegt werden sollten. — Andererseits machten die Priester sich nur zu oft aus bloßen Verwaltern zu Eigenthümern der hinterlassenen Schätze. So entstanden reiche Klöster und Kirchen, während die Armen, denen die Legate galten, im Elend verfielen. Unzählige Male sprechen sich die Troveors mit Entrüstung über diesen Mißbrauch aus. In komischer Weise und mit wahrhaft feinem Witz wird die Sucht der Geistlichen, sich durch Testamente zu bereichern, in der Geschichte „vom Testament des Esels“ dargestellt, die den Stoff für vielleicht ein Duzend verschiedene Bearbeitungen, darunter auch eine von Rutebeuf, gegeben hat. Ein wohlhabender Geistlicher hatte einen Esel, der ihm zwanzig Jahre lang die vortrefflichsten Dienste leistete. Nach dem Tode des treuen Thieres bestattete er seinen Leichnam auf dem Kirchhofe, „da, wo man die christlichen Leute begräbt.“ Die Geschichte kam dem vorgesezten Bischof zu Ohren, welcher diesen Frevel strenge zu strafen beschloß. Der angeklagte Priester aber wußte den Zorn des hochwürdigen Herrn geschickt abzulenken. „Zwanzig Jahre hat das Thier mir treu gedient,“ sprach er; „in jedem Jahre verdiente es außer seinem Unterhalte zwanzig Sous, so daß es während seines ganzen Lebens die Summe von 20 Livres zurücklegte. Diese 20 Livres, blank und unbeschnitten, mit dem Bildniß unseres Königs in voller Waffenrüstung, hat es Euch, hochwürdiger Herr, in seinem Testament vermacht, damit Ihr für seine Seele betet.“ „Ei,“ sprach der Bischof, „so viel bewaffneten Männern vermag ich nicht zu widerstehen. Gott sei seiner (nämlich des Esels) Seele gnädig und verzeihe ihm alle seine Missethaten.“

Neben den Geistlichen erhielten auch die übrigen Stände, namentlich

Ärzte und Advocaten ihren Theil. Doch die Satiren, welche auf sie gemacht werden, sind sich in allen Zeiten so gleich gewesen, daß es Culen nach Athen tragen hieße, wollten wir dieselben hier genauer detailliren. Die Advocaten wurden überdies erst nach Ludwigs des Heiligen Tod mächtig und reich. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren sie es schon in dem Grade, daß die Geistlichkeit eifersüchtig auf sie wurde und von den Kanzeln herab gegen die Gerichtshöfe donnerte. Es war um diese Zeit, als der Predigermönch die Worte ausrief: „Heutzutage tragen unsre Herren von der Justiz lange Roben, und ihre Weiber gehen einher, gekleidet gleich Fürstinnen; wenn man ihre Kleider ausdrückte, so würde Blut hervorquellen!“

Auch die Ritterschaft und der Verfall des echt ritterlichen Geistes entging der scharfen Beobachtung der Troveors nicht. Neben komischen Darstellungen von gewaltigen Kämpfen, „die mit einem einzigen Hiebe eine Fliege zu köpfen vermögen“, finden sich ernste Mahnrufe an die christliche Ritterschaft, sich zu ermannen, und den Geist der Schlassheit und Bequemlichkeit abzuschütteln, der an die Stelle des früheren ritterlichen Opfermuthes getreten war. Hier ist es wiederum Rutebeuf, der allen andern in Kühnheit, Ernst und poetischem Feuer vorangeht. Seine beiden *Complaintes d'outre mer* und die *Complainté de Constantinople*, in denen er die erloschene Flamme der Begeisterung für den heiligen Krieg in Palästina wieder anzufachen sucht, zeigen neben vielen zu weit ausgesponnenen Passagen stellenweise die Beredsamkeit und den Schwung thyräischer Schlachtlieder. Konnte der Kriegerstand beredter und bitterer getadelt werden, als in folgenden Versen? —

Ihr Ritter, wenn, in Weines Flammen glühend,
Ihr sitzt im Kreise um des Heerdes Feuer,
Seht ihr gar oft auch schon in Palästina,
Mit mächt'gen Streichen in die Feinde bringend.
Doch, wenn am Morgen ihr vom Schlaf erwacht,
Dann klingt die Rede anders: all die Todten,
Die eure Hand erschlug, sind auferstanden;
Statt trock'ge Muselmänner zu verfolgen,
Seht ihr das Roth und folgt dem scheuen Hasen: —
Die Schlacht, so denkt ihr, ist kein Kinderspiel.

In den Aufforderungen, den Christen „*outre mer*“ Hilfe zu bringen, wendet er sich an alle Klassen der Bevölkerung, Fürsten, Ritter, Geistliche, Bürger. In wehmüthiger Begeisterung spricht er von den Bedrängnissen, welche Geoffroy von Sargines auszustehen hatte, der tapfere Gouverneur von Acre, dem Hauptorte der Besitzungen, die den Christen noch im gelobten Lande geblieben waren:

Wenn Christus selbst das heil'ge Land nicht schützt,
 So ist's verloren; Schwärme der Tartaren
 Umbrohen nahe schon die heil'gen Stätten:
 Schon ist's zu spät, in off'ner Schlacht zu siegen,
 Da, als es Zeit war, man den Feind nicht angriff.
 Gott schütze Acre und Cäsarea! —

Ich seh' kein Zeichen, Gottfried von Sargines,
 Daß man zu Eurer Rettung sich erhebt.
 Rahm sind der Ritter kampfgewohnte Rösse,
 Und Thatkraft, Hochsinn schwand aus Männerherzen.
 Doch nah' ist schon die Zeit, da Gottes Rache
 Die Laß'gen trifft, die treulos ihn verließen:
 Zur ew'gen Qual führt sie der Höllenfürst.

Diese wenigen Stellen, die sich unendlich vermehren ließen, mögen hier genügen. Wir wollen uns der Betrachtung eines andern die Kreuzzüge betreffenden Gedichtes zuwenden, welches die Aufmerksamkeit aller Kenner der altfranzösischen Litteratur in hohem Grade erregt hat, nämlich Rutebeuf's „desputizons dou croizié et dou descroizié,“ die Disputation des Kreuzfahrers mit dem Antikreuzfahrer.

Von allen historischen Gedichten jener Zeit gibt keines ein so genaues Bild der Stimmung des französischen Volkes gegenüber der damaligen orientalischen Frage der Kreuzzüge. In der Form einer Disputation zwischen zwei Freunden theilt der Dichter alle Gründe für und gegen die Zweckmäßigkeit der Kreuzzüge mit, wie man sie bereits seit dem Beginn des Jahrhunderts zwischen zwei Parteien auf's lebhafteste discutirte. Schon die Möglichkeit einer solchen Discussion ist ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Die ersten Kreuzfahrer hatten, von heiliger Begeisterung voll, und ohne Rücksicht auf die Zweckmäßigkeitsfrage, das Schwert ergriffen zum Kampfe für das Grab des Erlösers; jetzt überlegte man mit kalter Ruhe, ob die Vortheile, geistliche sowohl als leibliche, welche durch die Betheiligung an einem Kreuzzuge erlangt werden konnten, den etwa aufzuwendenden Kosten und zu ertragenden Anstrengungen entsprechen würden. Keine Spur mehr von jenem schwärmenden Enthusiasmus, der unter den feurigen Reden Peters des Ermiten in dem tausendstimmigen Rufe: „Gott will es!“ hervorbrach, welcher Ruf alle Gründe für die Kreuzzüge in einen zusammenfaßte und keinen Gegengrund aufkommen ließ. Jetzt konnten sich sogar eifrige Verfechter der Sache Palästina's, wie Rutebeuf, der kalten Ueberlegung nicht verschließen, wie dies aus der desputizon hervorgeht. Der eine der beiden disputirenden Freunde will den andern überreden, das Kreuz zu nehmen, und setzt ihm deshalb alle Gründe auseinander, welche ihm geeignet erscheinen, den Nutzen

und die Zweckmäßigkeit der Betheiligung an dem frommen Unternehmen darzuthun. Er führt für seine Sache alle Ideen in's Feuer, welche die Priester in ihren Kreuzpredigten, die Päpste in ihren Hirtenbriefen und die Fürsten in ihren Aufrufen an die Vasallen entwickelten, um sie zum Kreuzzuge zu bewegen. Irdische Belohnungen und Vortheile kann er allerdings nicht versprechen, dagegen wird die Erwartung des Himmelreiches durch Theilnahme am Kreuzzuge ganz außer Frage gestellt. Demjenigen aber, der sich weigert, dem Hilferuf zu folgen, der von jenseits des Meeres herüber tönt, steht der Aufenthalt im tiefsten Abgrunde der Hölle bevor, „denn glaubst du“, sagt er, „ohne jede Mühsal Gott durch ein anmuthiges Lächeln zu gewinnen? Dann waren also die heiligen Märtyrer sammt und sonders Narren, welche mit ihrem Blut die Erlösung erkaufte.“ Er fordert den Freund auf, auf Frankreichs König, Ludwig IX., zu blicken, der, um das Paradies zu erwerben, Leib und Leben wagt, und auch seine Kinder den Gefahren des heiligen Krieges aussetzt, auf all die Tapfern, die über das Meer ziehen, während die Trägen und Feigen in der Heimath zurückbleiben, und „wie die Kühe auf ihrem Lager“ sterben, unbeweint, aber selbst Thränen der Angst vergießend über die schrecklichen Qualen, die ihnen im Jenseits bevorstehen. Der „descroizié“ widerspricht seinem Freunde mit sehr soliden, aus der Praxis des täglichen Lebens geschöpften Gründen. „Ihr ermahnt mich, das Meinige dem Hahn zu geben, der damit davonsfliegt“, sagt er unter Anderm; „man sagt indeß: Was du hast, das halte fest, und dies ist ein gutes Wort aus guter Schule. Ich will mich hüten, meine Besitzungen zu verpfänden, um für je 100 Morgen Landes bei meiner Rückkehr 40 zurückzuerhalten.“ Die Ritter waren nämlich häufig genöthigt, bevor sie einen Kreuzzug antraten, ihre Besitzungen zu verpfänden, um den entstehenden Aufwand zu decken; meistens nahm die reiche Geistlichkeit unter der Maske christlicher Mildthätigkeit diese Güter in Pfand, nur zu oft aber steckte der schamloseste Wucher hinter der anscheinenden Opferfreudigkeit, mit der sie Summen für die Kosten des heiligen Krieges vorschossen. „Ueberdies glaube ich“ fährt der descroizié fort, daß man Gott ebensogut bei uns in Frankreich gewinnen kann, als jenseits des Meeres; daher will ich lieber im Vaterlande bleiben und von meinem Erbe leben. Wendet euch doch an die Priester und Prälaten; sie müßten von Rechts wegen die Unbilde rächen, die Gott im heiligen Lande erduldet, denn sie leben von Gottes Renten. Sie ziehen aber gutes Essen und Trinken vor und sitzen am liebsten gegen Wind und Wetter geschützt; wenn sie auf diesem Wege zu Gott gelangen, so wäre es Thorheit, einen anderen wählen zu wollen, da jener doch ohne Zweifel von allen der angenehmste ist. Ihr geht über das Meer. Sagt dem Sultan, daß ich mich nicht um ihn kümmern, so lange er weit genug von mir entfernt bleibt. Wenn er aber hierher nach Frank-

reich kommt, so soll er sehen, mit wem er es zu thun hat. Wenn Gott irgendwo ist, so ist er sicher im schönen Frankreich; glaubt nicht, daß er sich in Palästina unter den ihm verhassten Ungläubigen aufhalten wird, in einem Lande, wo es im Sommer nicht einmal genießbares Trinkwasser gibt." Diese Stelle erinnert an das bekannte Bonmot Kaiser Friedrichs II. „wenn Gott das Königreich Neapel gekannt hätte, würde er sich nicht die dürren Felsen Judäas zum Aufenthaltsorte gewählt haben." Trotz all' der guten Gründe und trotz der praktischen Lebensansichten, die der descroizié entwickelt, läßt er sich am Schlusse des Gedichtes bestimmen, das Kreuz zu nehmen. Die Furcht vor dem höllischen Feuer, womit der croizié ihm droht, und vor dem Sterben, „gleich der Kuh auf ihrem Lager“ pressen ihm das Geständniß ab, daß der Andre ihn „besiegt und matt gemacht“ habe. Dieser Schluß läßt zur Genüge durchblicken, daß es der Dichter selbst ist, der unter dem Namen croizié seine Ueberzeugung verflücht. Wahrscheinlich hat er mit denselben Zweifeln zu kämpfen gehabt wie der descroizié, sich aber endlich in die frommen und uneigennütigen Ideen eingelebt, die er seinen Stellvertreter aussprechen läßt. Auch hier dringt überall die Satire gegen den reichen, üppigen und unthätigen Clerus, sowie gegen das matt gewordene Ritterthum durch.

Doch die Troveors blieben nicht dabei stehn, die sociale Stellung und das Privatleben der einzelnen Stände zu beobachten und zu kritisiren, sie wagten sich auch, wie es schon in der desputizons hervortritt, an die großen politischen Fragen der Zeit. Seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts begann sich überall in Europa der Geist derselbe Opposition gegen die Uebergriffe der päpstlichen Gewalt zu regen, dessen Tendenz drei Jahrhunderte später in der Reformation gipfelte. In Südfrankreich, auf provenzalischem Sprachgebiet, kam es schon im Beginn des Jahrhunderts zum Wassenkampfe zwischen den beiden gegenüberstehenden Prinzipien, der reformatorischen und der römisch-hierarchischen Partei. In den Albigenserkriegen gelang es der letzteren nach zwanzigjährigem Vernichtungskampfe, den Geist einer freieren Religionsrichtung im Blute ihrer Bekenner zu ersticken. Das Feuer, welches im Süden Frankreichs zu vernichtendem Brande aufloderte, glimmte auch im Norden Frankreichs. Wenn es schon hier nicht zu kriegerischer Gewaltthat kam, so sprach sich doch der oppositionelle Geist unverhohlen in den Schriften der erleuchteten Köpfe des Zeitalters aus. Neben dem schweren Geschütz freisinniger theologischer Werke, wie sie in großer Zahl von den Gelehrten der pariser Universität ausgingen, erscheinen die Plänklertruppen der Troveors mit den leichteren, aber darum nicht weniger empfindlich verwundenden Waffen der Satire auf dem Kampfsplatze, und zwar meistens in den Reihen der Opposition gegen die Hierarchie. Betrachten wir die hierher gehörigen Productionen Rutebeufs, so finden wir, daß er, der mit ganzem Herzen der

Religion Christi zugethan ist, der mit zündenden Worten die Sache des Kreuzes predigt, dennoch kühn gegen die Mißbräuche des hierarchischen Regiments zu Felde zieht. Er schont sogar seinen geliebten König Ludwig nicht, da dieser dem Papste und seinen Dienern in seinem Lande einen übertriebenen Einfluß zugestehet. „Der König übt keine Gerechtigkeit gegen den Ritterstand“ ruft er aus „und anstatt mit Helden, umgibt er sich mit einer doppelten Leibgarde weißer und grauer Mönche.“ Er wundert sich darüber, wie Könige so schwach sein können, sich vom Papste in ihren eigenen Ländern Befehle vorschreiben zu lassen. Ludwig hatte auf Befehl des Papstes Alexander IV. den Meister Guillaume de St. Amour, einen verdienstvollen, aber freisinnigen Gelehrten der pariser Universität, aus den königlichen Ländern verbannt. Entrüstet ruft Rutebeuf aus: „Das sag' ich euch mit kurzen Worten, wenn der Papst in Rom aus andern Ländern einen braven Mann verbannen kann, so hat der Landesherr nichts mehr in seinem Gebiet zu sagen.“ Ebenso findet er die Schenkungen von fremden Ländern lächerlich, welche die Päpste oft aus eigener Machtvollkommenheit vornahmen. Bei Gelegenheit der Schenkung des Königreichs Aragon an Karl von Valois, einen Sohn Philipps des Kühnen, bemerkt unser bissiger Troveur: „Dreißig Tage Ablaß wären dem Königssohne wohl lieber gewesen, als sothanes Geschenk.“ Ja, er geht so weit, Rom als die Wurzel aller Uebel, an denen seine Zeit krankte, hinzustellen. Das Gedicht, in welchem dieser Gedanke besonders eingehend behandelt ist, „de la vie dou monde“ zeugt von der edelsten Begeisterung für Recht und Vaterland. Der feurige und energische Ton, der darin herrscht, läßt Luthers reformatorische Lieder ahnen. Es ist fast, als wenn die großen Gedanken, die den Dichter bei Abfassung dieses Gedichtes beseelten, auch auf seine Sprache Einfluß geübt hätten. Es zeichnet sich an mehreren Stellen durch Reinheit der Sprache, klingenden Versbau und edlen, wirklich poetischen Ausdruck unter den zeitgenössischen Werken vortheilhaft aus. Wir können uns nicht versagen, zum Schluß aus diesem Gedichte, dem Schwanengesange Rutebeuf's, einiges mitzutheilen:

Des Frühlings Duft zu athmen im Mond der grünen Mai'n
 Trat in der Morgenfrische in einen Park ich ein;
 Voll Wonne streckt ich nieder mich auf dem grünen Rain,
 Und sieh', im Gras vergessen fand ich ein Büchlein klein.
 Ich las es, und seine Lehren, die drangen in's Herz mir hinein:
 Ich will's euch lesen, wollt ihr geneigtes Ohr mir leihn.

Es klagt die heil'ge Kirche in Angst und Nöth'n schwer,
 Der troh'gen Feinde Waffen umbroh'n sie ringsumher;
 All' ihre Söhne schlafen, und keiner greift zur Wehr;
 Wenn Gott sie nicht errettet, ist keine Hilfe mehr.

Gebückt und lahm, an Krücken, geht die Gerechtigkeit,
Die Wahrheit ist im Schwanken, verschwunden die Biederkeit,
Des Glaubens Flamme erloschen, der Liebe Gluth erkühlt,
Und jeder Tugend Wurzel zerrissen und zermühlt.

Wie giftig Unkraut sprießen jetzt List und Trug empor,
In Lasters wuchernden Ranken die Keuschheit sich verlor.
In Erdenlust befangen, vom wahren Heile weit,
Verdorben und versunken ist wahrlich unsre Zeit.

Nie, seit den ersten Menschen Gott Vater werden ließ,
Nie, seit durch Adams Sünde verloren das Paradies,
Ward weniger gefürchtet Gott in der Christenwelt:
Von Rom, da kommt das Böse, das alle Tugend fällt.

Rom, das von unserm Glauben den Grundstein bilden soll,
Von Habsucht und Bestechung, von Lug und Trug ist's voll;
Es drängen sich sündige Frevler um Petri heil'gen Thron,
Durch dieses Beispiel sprechen sie frech der Tugend Hohn.

Und wer sein Geld nach Rom trägt, 'ne Pfründe bald erlangt;
Man gibt sie nicht nach Würden, so wie es Gott verlangt,
In Rom, da heißt's lateinisch: Willst du ein Amt, dann, „da“,
Und wenn du nicht willst „daro“: „Fort da des Wegs, fort da!“

Auch du, mein theures Frankreich, so bieder sonst und frank,
Verdienst nicht mehr den Namen, da deine Tugend krank,
'S ist Niemand frank mehr und bieder, nicht Priester, nicht Baron
In deinen Städten und Dörfern, noch in der Religion.

Seitdem der päpstliche Zehnte die Christenvölker drückt,
Ist Frankreichs frommem König kein Kriegszug mehr geglückt:
Damiette, Apulien, Tunis eroberten wir nicht,
Nicht hat in Aragonien die Drifflamme gestiegt.

Frankreich vor allen Landen der ganzen Christenheit
War, Rom's Gesetz zu dienen von Herzen stets bereit;
Doch ging aus seiner Treue nur schlechter Lohn hervor:
Gar häufig zog zum Dank man das Fell ihm über's Ohr.

Ghr. Rauch.